**(37) Texte 17: Die Palästina-Auswanderung: zwei Tagebuch-Berichte und die Briefe eines Jugendlichen an seine noch in Deutschland lebenden Eltern**

Für die jüdischen Verbände und Organisationen war die Palästina-Auswanderung mit Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft zu einem vordringlichen Problem geworden. So sehr man sonst in vielen Bereichen der Politik und der Religion unterschiedlicher Auffassung war – in Hinblick auf die Aktualität dieses Problems war man einer Meinung. Die Palästina-Auswanderung wurde als eine *gemeinsame Aufgabe* der jüdischen Bevölkerungsgruppe verstanden, bei deren Organisation man zusammenarbeitete. [[1]](#footnote-1)

Den Ausgangspunkt mit Informationsveranstaltungen, Informationsschriften, Filmen und Ausstellungen bildete die Öffentlichkeitsarbeit. Parallel dazu wurde ein aufwändiges Beratungssystem aufgebaut. Im Zentrum standen dabei organisatorische Probleme: die Beratung in Fragen des Einreisezertifikats, der Ausreisegenehmigung seitens der deutschen Behörden und schließlich bei der Buchung eines Schiffplatzes.[[2]](#footnote-2) In der jüdischen Presse wurde systematisch und kontinuierlich über die speziellen Lehrgänge berichtet, durch die auf die Auswanderung, den Hachscharah[[3]](#footnote-3), vorbereitet wurde. Die Koordination der Beratungs- und Informationsarbeit war bei drei Institutionen angesiedelt: dem Palästina-Amt, dem Hilfsvereins der deutschen Juden und bei der Hauptstelle für jüdische Wanderfürsorge.[[4]](#footnote-4) Man war bestrebt, ein möglichst positives Bild von den Chancen und Möglichkeiten der Auswanderung zu vermitteln, informierte aber zugleich auch nach bestem Wissen und Gewissen über die Schwierigkeiten, mit denen der Ankömmling konfrontiert sein würde. [[5]](#footnote-5) Mit Hilfe von Jugend- und Kinderbüchern, die thematisch auf das Leben in Palästina Bezug nahmen, wurde versucht, auch diese Gruppe auf die Auswanderung und das spätere Leben in Palästina vorzubereiten.[[6]](#footnote-6)

 Die Palästina-Auswanderung war kein neues, erst durch den Nationalsozialismus evoziertes Thema, sondern sie war von Anfang an das zentrale Anliegen der zionistischen Bewegung gewesen. Die Bindung an den Zionismus wird an der Begrifflichkeit erkennbar, die nunmehr zum Allgemeingut wird: an Wörtern wie „Alijah“, „Erez Israel“ oder „Chaluzim“, mit der die Auswanderung, das Zielland und die Auswanderer selber bezeichnet werden. In diesen Begriffen überlagern sich auf charakteristische Weise säkulare und religiöse Bedeutungsaspekte. „Alijah“ („Aufstieg“) z.B. ist die biblisch-historische Bezeichnung für die Rückkehr ins Gelobte Land, zugleich aber auch die Formel, mit der in allgemeinerer Form ein Erneuerungsprozess: eine „geistige Wandlung“, bezeichnet wird. Diese „Wandlung“ aber ist Teil des zionistischen Programms. Im Rahmen des religiös-rituellen Sprachgebrauchs hat der Begriff erneut andere Bedeutungen: als Bezeichnung für den Aufruf zur Thoravorlesung in der Synagoge wie auch als Bezeichnung für den Aufstieg zum Tempel an den drei Pilgerfesten des Jahres.[[7]](#footnote-7)

Die Palästina-Einwanderung war auf dem 12. Zionistenkongress in Karlsbad (1921) einer speziellen Organisation, dem Hechaluz („Der Pionier“), übertragen worden.[[8]](#footnote-8) Die Aufgabe des Hechaluz bestand darin, das Chaluziuth, die „Pionierarbeit in Palästina“, vorzubereiten. Das betraf zum einen die „Umschichtung“: die Abkehr von den traditionellen jüdischen Berufen zugunsten praktischer, körperlicher Arbeit, insbesondere aber die „geistige Wandlung“, die Bereitschaft „alles von vorn zu beginnen“[[9]](#footnote-9). Das Ziel des Hachscharah, der Einwanderung, war – so eine programmatische Formulierung[[10]](#footnote-10) – ein „Mensch, der bereit ist, freiwillig und ohne Resignation auf Güter und Lebensformen zu verzichten, die seinem wirklichen Stand in der Welt nicht sehr angemessen sind und lähmend auf die Umgestaltung der gesamten jüdischen Gemeinschaft wirken“.

 Die Umschichtung war auf zwei Berufsfelder ausgerichtet: auf die Landwirtschaft und auf das Handwerk. Die landwirtschaftliche Ausbildung der Palästina-Auswanderer wurde auf speziellen, von den jüdischen Organisationen betriebenen Lehrgütern vorgenommen, die handwerkliche Ausbildung in Lehrwerkstätten.[[11]](#footnote-11)

Jugendliche wurden in gesonderten Ausbildungsstätten auf die Auswanderung vorbereitet. Organisatorischer Träger war hier die Jüdische Jugendhilfe. Ein zentraler Teil der Vorbereitung war der Hebräisch-Unterricht. Die Ausbildung endete mit einer Überprüfung der Alijah-Reife.[[12]](#footnote-12) Die Ausreise erfolgte in Gruppen, die nach ihrer Ankunft in Palästina in Siedlungen untergebracht wurden. Zwischen 1934 und März 1939 wanderten auf diese Weise 3.262 Jungen und Mädchen im Alter zwischen 15 und 17 Jahren nach Palästina aus. Die Mandatsregierung stellte dafür spezielle Zertifikate (B 3) zur Verfügung. Sie waren an die Bedingung geknüpft, dass Unterbringungs- und Ausbildungskosten für zwei Jahre gewährleistet waren.[[13]](#footnote-13)

Es waren vor allem Mitglieder der jüdischen Jugendbewegung, die sich in den Ausbildungsstätten versammelten. Einen Eindruck von der Atmosphäre, die in den Ausbildungsstätten herrschte, von der Organisation der Ausreise und dem Eintreffen in Palästina vermittelt der Bericht, den einer dieser jugendlichen Palästina-Auswanderer in späteren Jahren über diesen Lebensabschnitt verfasste:

„Im Juli [1934] war ich 18 Jahre alt geworden […], das Mindestalter für das langersehnte Chaluz-Zertifikat. Kämpfe um die knappe Zahl der Zertifikate. Rasch geprägte, längst vergessene Wortprägungen beherrschten die Diskussion: Alijah-reif war eine davon. Diejenigen, die zu messen und zu entscheiden hatten, waren meist so bar jeglichen echten Kenntnissen vom Land [Palästina], Leuten, Wirklichkeit wie jene, über die sie entschieden. Gesinnungstreue, bündische Vergangenheit und vor allem Angesehenheit in der Hachscharah-Gruppe gaben den Ausschlag. […] Und an einem schwülen Tag Ende August war es soweit. Die Familie brachte mich zur Bahn, den Jüngsten und den ersten der Familie, der Deutschland verließ […]. In Triest übernachteten wir in irgendwelchen primitiven Unterkünften und gingen am nächsten Tag aufs Schiff. […] Sieben Tage waren wir unterwegs, liefen Häfen in Griechenland an, Zypern und Alexandria. […] Dann war da plötzlich Haifa, Aussteigen, Gedränge, ordinärster, geschäftiger, unverständlicher Werktag mitten nach dieser Ruhe, die sich in uns geschlichen hatte […]. In diesem Tohu Wa-bohu wurden wir in seltsame, kleine Autobusse, dunkel mit zwei Längsplanken, verstaut und fuhren nach Beth Gahn […] einige Kilometer vom Hafen in das Aufnahmelager. […] Plötzlich wieder bekannte Gesichter aus Deutschland, die früher gekommen waren und damit wieder ein erstes Nest.“ [[14]](#footnote-14)

Der Bericht ist geprägt von einer gewissen Distanz gegenüber dieser Phase der eigenen Biografie. Die Ausbildung sollte eine Vorbereitung auf die zu erwartenden praktischen Erfordernisse sein. Die Realität unterschied sich aber offenbar beträchtlich von den Erwartungen.

 Einen Sonderfall im Rahmen dieses komplexen Informationsverfahrens stellten die Beratungen über Besuchsreisen dar.[[15]](#footnote-15) Sie boten den generell an der Einreise Interessierten die Möglichkeit, sich an Ort und Stelle über die klimatischen und sozialen Bedingungen zu informieren, sich ein Bild hinsichtlich der Chancen für eine neue Existenzgründung zu machen, gegebenenfalls vor Ort auch die Beschleunigung der Einreiseerlaubnis zu erwirken. Diese Reisen bedurften einer Genehmigung durch die deutschen Behörden. Probleme ergaben sich z.B. aus der Tatsache, dass Juden bereits 1936 in der Regel keine Pässe mit Gültigkeit von mehr als einem Jahr erhielten. Sofern jedoch der Reisepass „zur Auswanderung oder zur Vorbereitung der Auswanderung“ benötigt wurde – so der Wortlaut eines Erlasses aus dem Jahr 1937 –,[[16]](#footnote-16) wurde die restriktive Handhabung gelockert. Die Palästina-Auswanderung lag im Interesse des Nationalsozialismus.

Die Erfahrungen der Palästina-Auswanderer werden in einer großen Zahl von Korrespondenzen, Berichten und Tagebuchaufzeichnungen dokumentiert. In den meisten Fällen handelt es sich nicht um literarisch anspruchsvolle Texte. Ihre Bedeutung besteht darin, dass sie einen Eindruck vom Enthusiasmus vermitteln, mit dem die Einwanderer Palästina begegneten, aber auch von den Schwierigkeiten, mit denen sie in den meisten Fällen konfrontiert wurden. Das betraf vor allem die Notwendigkeit, den Lebensunterhalt durch körperliche Arbeit zu finanzieren. Oftmals reichte das Entgelt nur knapp für die Unterkunft, bisweilen auch nur für die Bezahlung einer Schlafstelle. Die Konfrontation mit der Politik: mit den erbitterten Rivalitäten innerhalb der zionistischen Bewegung, war verwirrend und emotional belastend. Das betraf ebenso die andauernden Unruhen und Überfälle seitens der arabischen Bevölkerung. Hinzu kam, dass viele Einwanderer von dem für Deutschland charakteristischen „Ordnungsdenken“ geprägt waren. Sie hatten Mühe, sich an den Zwang zu ständiger Improvisation zu gewöhnen. Man entbehrte das gewohnte kulturelle Leben. Das führte oftmals zu einem Gefühl der Vereinsamung und Isolierung. Obwohl allen der Zwang, Deutschland zu verlassen, klar vor Augen stand, wurde Deutschland gerade jetzt in vielen Fällen als die „verlorene Heimat“ wahrgenommen.

**Das Tagebuch Martin Hausers**

Die Auswanderung Martin Hausers, der als 19-Jähriger nach Palästina gelangte,[[17]](#footnote-17) stellt im Kontext der Palästina-Emigration einen Sonderfall dar, weil es sich zumindest dem äußeren Anschein nach nicht um eine freiwillige, sondern eine durch die Umstände erzwungene Aktion handelte.[[18]](#footnote-18) Hauser sah sich Ende März 1933 mit einer lebensbedrohenden Situation konfrontiert, der er nur durch seine Flucht ausweichen konnte. Dass er auf diese Weise in kürzester Zeit nach Palästina gelangte, war glücklichen Umständen zu verdanken, für ihn jedoch zugleich auch die Verwirklichung eines lange gehegten Wunsches.

Hausers Entwicklung ist typisch für die vieler Palästina-Auswanderer. Bereits als Jugendlicher ist er ein überzeugter Zionist, Mitglied im zionistischen Jugendbund „Nordau“, später, während seiner beruflichen Ausbildung zum Dentisten, in der jüdischen Studentenverbindung „Hasmonea“. Schon als 16-Jähriger beschäftigt er sich intensiv mit dem politischen und sozialen Geschehen in Palästina. Am 1. April 1933 flüchtet er über die Tschechoslowakei in die Schweiz. Mit schier unwahrscheinlichem Glück erlangt er eines der Sonderzertifikate, das die Mandatsregierung den aus Deutschland stammenden jüdischen Flüchtlingen zur Verfügung stellt. Am 29. Mai 1933 trifft er in Palästina, in Jaffa, ein.

Das Zusammentreffen von drei Faktoren veranlasste Hauser, Berlin, seine Heimatstadt, umgehend zu verlassen: politische Denunziationen, das Erlebnis der Abschlussprüfung als Zahntechniker – die Mitglieder der Prüfungskommission waren zu dem Termin in NS-Uniform erschienen – und der Zeitpunkt der Prüfung: der 30. März 1933. Das war der Vortag des allenthalben angekündigten „Judenboykotttages“:

„Mit mir war es so: Im [Dental-] Laboratorium arbeitete ich zusammen mit einem Kollegen, einem Nazi, mit dem ich schon einmal sehr scharf zusammengestoßen war. Am Donnerstag den 30. März hatte ich Prüfung vor der Prüfungskommission des Reichsverbandes deutscher Dentisten (die Mitglieder alle in Naziuniform). Meine Abwesenheit vom Laboratorium benutzte der Kollege, um bei den anderen Technikern Erkundigungen über mich einzuziehen, ob ich Greuelmärchen aufgetischt habe, und was ich erzählt hätte. […] Der Hund raffte all das, was er gehört hatte, zusammen, dichtete 90 Prozent hinzu und ging zur SA, um mich zu verraten. Er war nun so dämlich, sich dessen gegenüber verschiedenen Kollegen noch zu brüsten. Diese berichteten mir das sofort am Freitag früh, als ich ahnungslos ins Geschäft kam. Verrat an die SA bedeutet Auflauern und die schlimmsten Schläge, wenn nicht noch mehr“ […].[[19]](#footnote-19)

Dass Hauser sich unter diesen Umständen bedroht sah, ist nur zu verständlich. In Berlin vollzogen sich am 1. April 1933 allenthalben brutale Exzesse.

Hauser besuchte bereits 1931/32 – was zu dieser Zeit auch ohne Abitur möglich war – Seminare und Vorlesungen an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin. Es ist Beleg für sein politisches Interesse und Engagement. Beides manifestiert sich in den Stationen seines Werdegangs. 1935 wird Hauser Mitglied der Haganah[[20]](#footnote-20), 1938 der Palestine Police Force. Von 1940 bis 1942 ist er als Freiwilliger bei der RAF in Kairo, von 1942 bis 1945 im RAF-Nachrichtendienst in Nordafrika und in Italien tätig. Zwischen 1945 und 1949 ist er bei der Eingliederungsabteilung der Jewish Agency mit dem Aufbau und der Führung von Einwandererlagern betraut. Bis 1951 fungiert er als oberster Sozialoffizier der israelischen Polizei. Es folgt von 1952 bis 1956 eine Tätigkeit beim Nachrichtendienst der Armee. Anschließend ist Hauser Generalsekretär der Entschädigungsbehörde der israelischen Regierung, von 1960 bis 1978 Leiter der Abteilung Tourismus des Reisebüros „Ophir“ in Tel Aviv und hier mit dem deutsch-israelischen Jugendaustausch betraut. [[21]](#footnote-21) In dieser Funktion wird er zu einer exponierten Gestalt im Rahmen der deutsch-israelischen Beziehungen.

Beeindruckend ist Hausers Bericht über den Werdegang seines Vaters. Der Vater war 1889[[22]](#footnote-22) als Vierzehnjähriger aus Osteuropa – Hauser nennt das Herkunftsland nicht – nach Berlin gekommen, ohne zu dieser Zeit die deutsche Sprache zu beherrschen, entschlossen, in Deutschland Fuß zu fassen, beruflich aufzusteigen und eine Familie zu gründen:

„Bei einer jüdischen Familie, die er durch Zufall kennenlernte, schlief er, arbeitete von 7 Uhr früh bis 9 Uhr abends schwer als Drechslergeselle[[23]](#footnote-23) […] und lernte dann bis spät in die Nacht hinein Sprachen, in der Hauptsache Deutsch, auch Schreiben, Rechnen usw., d.h., er vervollständigte als Autodidakt sein Wissen auf allen Gebieten. Nach 3 bis 4 Jahren schwenkte er zum kaufmännischen Beruf über, wurde Vertreter der verschiedensten Branchen, und als solcher kam ihm sein Wissen natürlich sehr zustatten. Durch ungeheuren Fleiß, unbeugsame Energie, starken Arbeitsdrang, Anstand und Ehrlichkeit brachte er es auf diesem Gebiete zu etwas und machte sogar eine kleine Weltreise. 1912 heiratete er meine Mutter, die Tochter eines wohlhabenden und angesehenen Kaufmanns aus E., welcher wenig für die ‚Ostjuden‘ übrig hatte und anfangs meinen Vater als Freier schlecht ansah.“ [[24]](#footnote-24)

Auch der Vater muss kurze Zeit später Deutschland verlassen.[[25]](#footnote-25) Zusammen mit seiner Frau emigriert er ebenfalls nach Palästina. Im Juni 1933 treffen beide hier ein, Ende August 1933 auch Martin Hausers jüngerer Bruder.[[26]](#footnote-26)

 Ein Faktum, mit dem sich Hauser bereits in seiner Jugend intensiv auseinandersetzt, ist das Problem des Antisemitismus. Hauser beurteilt den Antisemitismus aus doppelter Perspektive. Auf der einen Seite ist der Antisemitismus die radikalste Form sozialer und politischer Ausgrenzung: Er bedroht die Existenz des Judentums. Auf der anderen Seite jedoch ist er jedoch auch das wichtigste Stimulans für die politisch notwendige jüdische Selbstbesinnung, also für das Entstehen des Zionismus. – In einer Notiz im Tagebuch vom Februar 1929 heißt es dazu:

„Antisemitismus, Not und Elend sind scheinbar unumgänglich. Gäbe es z.B. keinen Antisemitismus, würden wir Juden uns schon längst aufgelöst haben unter den Völkern. So ist der Antisemitismus gleichsam ein Wächter für uns.

Wäre der Antisemitismus nicht gewesen, so hätten wir keine Dreyfus-Affäre gehabt; und hätten wir keine Dreyfus-Affäre gehabt, so hätten wir höchstwahrscheinlich keinen Zionismus in der Gestalt und der Ausbreitung gehabt, wie er heute ist, denn diese Dreyfus-Affäre war der erste starke Anstoß und die nachdrückliche Mahnung für Herzl, seine zionistischen Ideen zu veröffentlichen.“ [[27]](#footnote-27)

Die eigentliche Bedrohung des Judentums sieht Hauser in der Assimilation. Der Antisemitismus stellt für ihn zu dieser Zeit noch die geringere Gefahr dar.

Hauser geht davon aus, dass sich die Angriffe der Antisemiten in erster Linie gegen diejenigen richten, die sich offen als Juden zu erkennen geben. Sein Ausgangspunkt ist eine persönliche Erfahrung, der Angriff eines Gleichalterigen:

*„3. Juli 1929:* Zum erstenmal bin ich gestern geschlagen worden, weil ich Jude bin. Ich trage nämlich das Abzeichen des Bar-Kochba, und als ich mit Mutter vom Bahnhof kam, da Vater auf die Geschäftstour ging, stellt sich auf einmal ein Lümmel mit grünem Schillerkragen vor mich hin, zischt ‚Jude‘, und haut mir mit der Faust ins Gesicht. Schon vorher hatte er mir einmal ein Bein gestellt, so daß ich stolperte, aber ich achtete nicht darauf, da das ja aus Versehen passiert sein konnte. Aber nun bekam ich die Wut und versetzte ihm einen Magenstoß, so daß er taumelte. Wir gingen weiter und verloren ihn aus den Augen. […] Wenn der Antisemitismus nicht manchmal so hervorbräche wie ein Posaunenschall, würde es diesen ganz liberalen und ganz freien Juden ja gar nicht in den Sinn kommen, daß sie noch jüdisch sind.“[[28]](#footnote-28)

Dass Hauser den Vorfall zunächst noch als Einzelfall versteht, ist verständlich. 1929 ist das Bedrohungspotential des Nationalsozialismus erst in Ansätzen zu erkennen.

In seinem Tagebuch kommt Hauser ausführlich auf die Verfassung des Deutschen Reiches zu sprechen. Sein Urteil ist klar: Die Verfassung stellt politisch und sozial einen Fortschritt dar, aber als rechtliche Grundlage für die Gleichstellung der jüdischen Bevölkerungsgruppe hat sie bislang versagt. Als Beispiel dafür dient Hauser die Justiz. Für ihn ist die Justiz symptomatisch für einen inneren Widerspruch: Es waren nicht zuletzt Juden, die sich persönlich für die Verfassung und ihre Umsetzung eingesetzten. Die Opfer aber, die sie für die Umsetzung der Verfassung erbrachten, waren vergeblich. Noch besteht allerdings Hoffnung, dass sich in dieser Beziehung ein Wandel vollziehen wird:

„*Sonntag, den 11. August* 1929 war der 10. Jahrestag der Verfassung, d.h., vor 10 Jahren wurde in Weimar von den Vertretern des Volkes die Verfassung proklamiert. Die ersten beiden Sätze der Verfassung sind die hauptsächlichsten, nämlich: *Das Deutsche Reich ist eine Republik. Die Staatsgewalt geht vom Volke aus.* Uns Juden hat die Verfassung noch nicht viel gebracht, obgleich es hauptsächlich Juden waren, die die Verfassung ins Leben riefen, dafür kämpften und starben (Rathenau). Die Justiz läßt noch sehr zu wünschen übrig, sowohl in ihrer Rechtsprechung als auch in ihrer objektiven Einstellung […] Juden gegenüber. Aber das kommt hoffentlich alles noch, es sind ja erst 10 Jahre […]“.[[29]](#footnote-29)

Ein Jahr später ist für Hauser diese Hoffnung erloschen. Er sieht voraus, dass es das zentrale Ziel des Nationalsozialismus ist, Deutschland „judenrein“ zu machen:

„*10. August 1930*: [..] Die Nationalsozialisten wollen die Juden aus Deutschland raushaben, damit die von Juden besetzten Staatsämter frei werden. Juden dürfen keine Staatsämter bekleiden, da die Juden ein Volk sind (!), und Angehörige eines fremden Volkes oder einer fremden Rasse die Interessen des Staatsvolkes nicht in dem Maße wahrnehmen können wie Mitglieder des Staatsvolkes selber.“[[30]](#footnote-30)

Hauser diskutiert in dieser Phase intensiv mit Anhängern des Nationalsozialismus, insbesondere mit Mitgliedern des nationalsozialistischen Schülerbundes. Für ihn ist jedoch klar: Angesichts der sich immer mehr zuspitzenden Situation ist eine Radikalisierung, wie sie bei der KPD und ihren Anhängern zu beobachten ist, keine Lösung. Im Gegenteil: Gerade jetzt sind Verstand und Überlegung gefordert. Für Hauser bedeutet das, dass er sich noch entschiedener zum Zionismus bekennt.

In Palästina wird Hauser nach seiner Ankunft sofort mit der vollen Härte der hier bestehenden wirtschaftlichen Situation konfrontiert.

„*Freitag, 2. Juni 1933:* Auf Stellungsuche in Tel Aviv. Keinerlei Aussicht als Zahntechniker. Lösung: machen, was sich bietet. Küchenhilfe im Restaurant ist Dr. med., der Fensterputzer – Referendar. Ich will es auf dem Bau versuchen.“[[31]](#footnote-31)

Es gibt keine Aussicht auf Arbeit. Damit fehlt Hauser das Geld für die Ernährung:

„*4. Juni 1933:* Heute durchgeschlafen, um Mittagessen zu sparen.“[[32]](#footnote-32)

Die Situation verbessert sich dadurch, dass Hauser zumindest eine Übernachtungsmöglichkeit findet:

„*6. Juni 1933:* Noch immer keine Arbeit, also Zeit für die ‚Wohnung‘. Ich schlafe mit zwei Freunden in einem Keller in der Nachlat Bejaminstraße, lernte beide auf dem Schiff [bei der Anreise nach Palästina] kennen. Mobiliar: ein Sofa (für zwei!) und ein Liegestuhl, eine Kiste als Tisch, Nägel an der Wand, eine Birne an der Decke. Mit Hilfe der Organisation Deutscher Einwanderer kostenlos zu zeitweiliger Verfügung. Der Junge im Liegestuhl arbeitet als Bäcker, steht also um drei Uhr auf, und dann schläft einer von den übrigen zwei abwechselnd auf Stuhl oder Sofa. ‚Zimmer‘ das erste Mal richtig gekalkt.“[[33]](#footnote-33)

Die Notsituation dauert weiter an:

„*7. Juni 1933:* Den ganzen Tag herumgelaufen nach Geld und Arbeit – ergebnislos und Ärger.“[[34]](#footnote-34)

Hauser, der sein Tagebuch als fiktiver Berichterstatter aus der Außenperspektive selber kommentiert, sagt aus der Rückschau über diese ersten Wochen und Monate im Lande, dass er sie als die schwersten überhaupt in Erinnerung habe.[[35]](#footnote-35) Er versucht seinen Lebensunterhalt mit Gelegenheitsarbeit in den Orangenhainen, im Häuser- und Straßenbau und zuletzt durch eine Beschäftigung als Schlosser zu bestreiten. Der Erfolg ist gering. Trotzdem bereut er nicht, nach Palästina emigriert zu sein:

„Wonach ich mich jahrelang gesehnt habe, das ist endlich Wirklichkeit geworden, und Hunderte, Tausende, ja Millionen beneiden mich um diese Wirklichkeit. Gestern war ich in Ramat Gan […]. Es ist eine herrliche Landschaft. Die Siedlungshäuser liegen alle etwas höher als die Felder und Gärten selbst, so daß man einen wundervollen Ausblick hat: auf der einen Seite das Meer, auf der anderen die palästinensische Landschaft. Sie könnte ihrem eigentlichen Charakter nach […] irgendwo in Deutschland liegen. Aber das Bewußtsein, daß dieses Land, jeder Stein und jeder Strauch mir gehören, daß es jüdisches Land ist, verschönert die Landschaft in ungeheurem Maße. […]“[[36]](#footnote-36)

Diesen kurzen euphorischen Momenten steht die immer wieder vergebliche Bemühung gegenüber, eine konstante, hinreichend entlohnte Beschäftigung zu finden, die notwendige Basis für seine weitere Existenz:

„*12. Juni 1933:* Zurück von der ‚Lishkat Avoda‘ (= Arbeitsnachweis). ‚Name? – Amram.[[37]](#footnote-37) – Beruf`? – Zahntechniker. (Große fragende Augen.) – Wann geboren? – 1913 – Woher? – Deutschland. (Ah. Noch ein Jecke. Das sollte ich noch oft hören.) – Bauarbeit; glaubst Du, daß Du das schaffen wirst? – Ich will’s versuchen. (Zweifelndes Achselzucken.) Also auf zum Bau.“[[38]](#footnote-38)

Die Arbeit beim Straßenbau entwickelt sich fast zur Katastrophe:

„*14. Juni 1933:* Gestern schwerster Arbeitstag, den ich je erlebte. Von 7 bis 18 Uhr bei 46º C Eisenbeton geschleppt. Mit kurzer Mittagspause; von Fliegen gestört; hatte keinen Hunger, nur rasenden Durst; kaputte Hände; völlig erschöpft; verdiente 50 Piaster. Arme kaum zu bewegen vom Auf und Ab mit Eimern voll Beton. Heute ausgesetzt.“[[39]](#footnote-39)

Noch zeichnet sich keine Änderung ab. Ein Misserfolg reiht sich an den anderen:

„*16. Juni 1933:* Auch gestern und heute keine Arbeit. […]“

„*22. Juni 1933:* Seit vorgestern Arbeit bei Brückenbau, den Boden mit der ‚Turia‘ [Hacke] loshacken und herausschaffen. Hände voller Blasen. Was soll werden?“

*„26. Juni 1933:* Wieder vergeblich nach Arbeit gelaufen. Habe gestern als Tellerwäscher in einem Restaurant in Jaffa gearbeitet (2 Teller kaputt). War heute in Haifa zwecks Nachfrage bei Bundesbrüdern. Habe Stellung als Laufbursche in Aussicht. Abends wieder im Arbeitsnachweis – vergeblich.“

*„29. Juni 1933:* Alle Bemühungen nützen nichts, gelaufen von Pontius zu Pilatus. Wie nicht, was werden soll. Kein Mittag gegessen, da kein Geld.“

*„4. Juli 1933:* Seit Sonntag beim Bau einer Schokoladenfabrik in Ramat Gan. Mußte schwere Eisenstangen schleppen. Gestern so kaputt, daß zu müde zum Abendbrot. Heute völlig fertig, werde morgen aussetzen. Werde manchmal von verzweifelter Stimmung gepackt, kann bei der Arbeit nichts lernen; mache mich nur völlig kaputt, da ich nicht genügend Kraft dafür habe – was soll aus mir werden? Möchte gerne Lehrstelle, aber nirgends finanzielle Hilfe.

*16. Juli 1933:* Bis heute vor acht Tagen durchweg gearbeitet. […] Seit Montag ohne Arbeit, da Stelle besetzt. Fresse mein Geld auf und nichts kommt hinzu.“[[40]](#footnote-40)

Im September 1933 erkrankt Martin Hauser an Papataci-Fieber. In der Folgezeit verbessert sich die Situation. Eine grundsätzliche Änderung aber tritt erst im Januar 1934 ein, als Hauser eine Lehrstelle in einer großen Bauschlosserei erhält. Knapp anderthalb Jahre später wird er von einem Kibbuz als Mitglied aufgenommen. Damit ist die soziale und berufliche Integration zu einem vorläufigen Abschluss gelangt.

 Politik ist der zweite Themenbereich, der die Anfangsphase prägt. Sie ist für Martin Hauser das vermutlich wichtigste Erfahrungsfeld. Die hierzu thematisch relevanten Tagebucheinträge sind von Hauser vermutlich nur in Auszügen publiziert worden. An der Bedeutung des Themas besteht jedoch kein Zweifel.

 Bereits in seiner Berliner Zeit hatte sich Hauser intensiv mit der Situation in Palästina beschäftigt. So äußerte er sich in den Tagebucheinträgen vom 25. Juli, 26. und 30. August 1929 mit leidenschaftlicher Besorgnis zu den Araber-Unruhen. Als ein Freund brieflich von der Skepsis spricht, ob unter diesen Umständen der Aufbau einer jüdischen Heimstätte überhaupt fortgesetzt werden könne, formuliert Hauser im Tagebuch kategorischen Widerspruch:

„Die Palästina-Arbeit kann nie unmöglich werden, da das Heimat- und Nationalgefühl der Juden stets da sein wird, und die Juden begeistern wird für den Wiederaufbau von Erez Israel. Wann war jemals eine Zeit während der ganzen Epoche, seit der das jüdische Volk besteht, wo das Heimat- und Nationalgefühl erloschen ist? Jetzt ist ihm nur eine bestimmte Bahn bereitet worden, in der sich die Gefühle und Ideen ausleben und verwirklichen sollen.“[[41]](#footnote-41)

Hauser ergänzt diese Aussage mit einer grundsätzlichen Feststellung zum Verhältnis zwischen Arabern und Juden:

„Das Verhältnis zwischen Arabern und Juden ist von jeher eine Hauptfrage gewesen, die zu lösen man sich seit Jahren bemüht und deren Lösung erst nach Jahre, wenn nicht nach Jahrzehnten, gelingen wird. Aber sie *wird* gelingen, weil sie gelingen *muß*.“[[42]](#footnote-42)

Mit diesen Aussagen hat Hauser eine klare und unmissverständliche Position bezogen. Er äußert sich in diesem Zusammenhang auch zur politischen Ausrichtung der Fraktionen des Jüdischen Parlaments.[[43]](#footnote-43) Mit welcher Gruppe er sympathisiert, wird an dieser Stelle jedoch nicht erkennbar.

 Gut zwei Wochen nach der Ankunft in Palästina wird Martin Hauser mit der Nachricht vom Mord an Chaim Arlosoroff, einem der politischen Führer der Mapai,[[44]](#footnote-44) konfrontiert. Er reagiert mit Entsetzen:

*„17. Juni 1933:* Dr. Arlosoroff ermordet, Leiter der politischen Abteilung des Va’ad Léumi [des Jüdischen Nationalrats] in Jerusalem. Vom Täter keine Spur. Großes Unglück für Zionismus. Araber? Revisionisten? Kommunisten?“[[45]](#footnote-45)

Dass Hauser neben „Arabern“ und „Kommunisten“ auch die „Revisionisten“, also die Gruppe um Jabotinsky, zu den Verdächtigen zählt, zeigt, wie stark er bereits zu diesem Zeitpunkt über die Auswirkungen des innerzionistischen Parteienstreits erschüttert ist. Ein Tagebuch-Eintrag nur wenige Tage später bestätigt diesen Eindruck:

*„26. Juli 1933:* Hatte Geburtstag, ohne Feier und Geschenke. Leben wird immer prosaischer, je älter man wird. Unterschied zwischen Idee und Wirklichkeit – zwischen Herzls Gedanken und dem, was die Juden daraus machen – sehr groß. Wahnsinniger Parteihaß, Arbeiterpartei [Mapai] – Revisionisten, besonders jetzt nach Mord an Arlosoroff. Auswirkungen des Zwistes überall, im Sport, sogar im K. J. V. [Kartell Jüdischer Verbindungen]. Schlimmer als in Berlin erlebt.“[[46]](#footnote-46)

In der Erschütterung über den „wahnsinnigen Parteihass“ wird bereits eine deutliche politische Desillusionierung erkennbar. Der Begriff „Parteihass“ wird in einem Eintrag vom 18. Dezember 1933 noch einmal wiederholt. Für Hauser ist aus dem „zionistischen Ideal“ eine „Parteidoktrin“ geworden:

„Auch starke Enttäuschung am jüdischen Menschen hier, der Parteihaß der Sozialisten gegen Andersdenkende; aus dem zionistischen Ideal eine Parteidoktrin gemacht; intensive Versuche, schon die Jugend politisch zu vergiften; die starke Überheblichkeit des länger ‚eingesessenen‘ jüdischen Bevölkerungsteils aus Osteuropa gegenüber dem ‚jeckischen Neueinwanderer‘, mit einem guten Prozent Spott gemischt – es wird einem ‚mies‘.“[[47]](#footnote-47)

Martin Hauser verfolgt – wie vermutlich die gesamte jüdische Öffentlichkeit – den Verlauf des Mord-Prozesses mit gespannter Aufmerksamkeit. Für ihn ist der Mord an Arlosoroff der Ausgangspunkt eines politischen Hasses, der die jüdische Gemeinschaft in Palästina zu zerreißen droht. Verhängnisvoll ist für ihn vor allem, dass es keine klaren Beweise für die Täterschaft der Angeklagten gibt:

„*8. Juni 1934:* Nachdem Achimeir, einer der drei Angeklagten im Arlosoroff-Prozeß, vor 3 Wochen freigesprochen wurde, ist jetzt auch Rosenblatt frei. Nur Stavsky verurteilt zum Tode, aber wahrscheinlich Begnadigung, da nur Indizien. Das Ende eines einjährigen Mordprozesses nach Arlosoroffs Tod; Quelle größten politischen Hasses und schwerster Verleumdungen, Ursache zahlreicher Spaltungen und Zerwürfnisse im jüdischen öffentlichen Leben.“[[48]](#footnote-48)

Wichtige Verbände und Organisationen reagieren mit dem Ausschluss der jeweils missliebigen Fraktion. Hauser ist der Überzeugung, dass dieses Verhalten falsch ist. Auf die Ausschlüsse reagiert er mit dem Austritt aus den betreffenden Organisationen:

„*7. August 1934:* Ich bin aus dem K. J. V. [Kartell Jüdischer Verbindungen] ausgetreten. Ich war als Ersatzdelegierter auf dem Kartelltag in Tel Aviv, wo wir von der Opposition den Antrag stellten, den letzten Beschluß der vorigen Tagung aufzuheben, nach dem Bundesbrüder mit revisionistischer Parteizugehörigkeit auszuschließen seien. In einem Wutausbruch von Kurt Blumenfeld offenbarte sich, wie weit der bodenlose Haß sogar hier eingedrungen war, sogar zwischen Menschen, die seit Jahren oder Jahrzehnten Seite an Seite für den Zionismus kämpften. Über 50 Bundesbrüder traten aus. Der Gesamteindruck für mich war furchtbar, machte mich richtig krank. Durch diesen Haß kann das jüdische Aufbauwerk hier in Erez viel schneller untergehen, als die Engländer und Araber es erreichen können.“[[49]](#footnote-49)

Aus dieser Entscheidung folgt für Hauser jedoch nicht, dass er von der Überzeugung Abstand nimmt, dass Palästina die „Lösung der Judenfrage“ darstellt. Für Hauser gibt es dazu keine Alternative. In seinem Tagebuch formuliert er dazu eine Grundsatzerklärung:

„Für eine Lösung der Judenfrage kommt nur Palästina in Betracht, da wir in jedem anderen Land, in das wir gehen würden, als unausbleibliche Konsequenz ein steiles Ansteigen des Antisemitismus zu gewärtigen haben. Die Rechte, die wir aus der Geschichte heraus auf ein Leben in einem Lande haben, sind bei einem Vergleich aller Länder der Welt in Palästina am größten […].“[[50]](#footnote-50)

Hauser sieht auch klar voraus, dass die Juden im Kampf gegen die antisemitische Umwelt alleine bleiben werden:

„In unserem Kampf gegen die Umwelt haben wir keine Hilfe, nirgends Unterstützung. Wir sind bei allen anderen Völkern ein Nichts und bei England nur eine Schachfigur in seinem politischen Intrigenspiel. […].“

Er revidiert zugleich auch seine bisherige Hoffnung darauf, dass es zu einem Ausgleich mit den Arabern kommt:

„[…] Der Gegensatz zwischen uns und den Arabern ist zu groß, als daß er überbrückt werden könnte. […] Werde ich vom Arbeitsplatz verdrängt, so drückt man mir die Kehle zu […]. Kommt arabische Arbeit, werden jüdische Arbeiter entlassen, haben kein Geld, keine Kleidung, kein Essen. Also Kampf um Arbeit, um jeden einzelnen Arbeitsplatz. […] Also stärkste Einwanderung, wenn nicht legal, dann illegal. Da der Boden nicht reicht, kauft man, wo man kann. So sind unsere Gedanken.“

Die Schlussfolgerung, die Hauser aus diesen Überlegungen zieht, ist erschreckend. Es sind Formulierungen, die an einen politisch gewendeten Sozialdarwinismus erinnern:

„Kampf das ist das Leben hier im Land, Kampf auf der einen und Kampf auf der anderen, auf unserer Seite, in dem es nur Sieger und Besiegte, nie ein ‚Unentschieden‘ gegen kann, da es ein Kampf um Arbeit, Brot und Leben ist.“[[51]](#footnote-51)

Dieser vom Verstand ebenso wie von den Emotionen geleitete Pessimismus wird jedoch immer wieder von Momenten der Hoffnung überlagert:

„*10. Nov. 1934:* […]Vor ca. einem Monat ist in London ein Friedensabkommen zwischen Jabotinsky und Ben Gurion, Führer der Histadruth [der Gewerkschaft], geschlossen worden. Der gute Wille ist da, ich fürchte aber, daß sich hier die Kleinen, die Parteibonzen und fanatischen ‚Politikaster‘, stärker als die Großen erweisen und deren Bemühungen sabotieren werden. Auf der linken Seite, zu der ich ja nun ‚viele Beziehungen‘ habe (durch die Poalim [die Arbeiter]) gibt es viele Gegner, und auch rechts scheint man die Friedensposaune mißtönend zu finden.“[[52]](#footnote-52)

Diese Widersprüchlichkeit der Empfindungen bleibt auch weiterhin bestehen. Sie wird durch den Verlauf der politischen Ereignisse: die Novemberpogrome in Deutschland sowie durch den Kriegsausbruch nur gesteigert.

**Das Tagebuch der Palästina-Reise Willy Cohns**

Diese Reise ist der Versuch einer Identitätsfindung in einer Zeit, in der die Umgebung den Juden ihre Identität abspricht: Vom 13. März bis 9. Mai 1937 unternimmt Willy Cohn[[53]](#footnote-53), 48 Jahre alt, zwangspensionierter Gymnasiallehrer, Zionist, orthodoxer Jude und renommierter Historiker, mit seiner Frau Trudi eine Reise nach Palästina. Hier, in einem Kibbuz, lebt Willy Cohns Sohn Ernst, der 1935 als 16-Jähriger mit der Jugendalijah nach Palästina gelangt ist. Mit dem Zug fahren sie von Breslau über Berlin nach Paris und weiter nach Marseille, wo sie das Schiff besteigen. Am 26. März treffen sie in Haifa ein. Einen Monat später, am 28. April, treten sie die Rückreise an – wiederum über Marseille, Paris und Berlin. Wie auf der Hinreise besuchen sie in Paris Willy Cohns ältesten Sohn Wolfgang und in Berlin Trudis Eltern.

Aus Willy Cohns Tagebuch der Palästina-Reise spricht eine starke Verunsicherung. Grund sind vermutlich die finanzielle Lage und die zunehmende soziale Isolierung. Cohns Pension reicht kaum aus, um der Familie den Lebensunterhalt zu sichern. Er ist daher in zunehmendem Maße auf Einkünfte aus seiner Vortragstätigkeit und seinen Beiträgen in der jüdischen Presse angewiesen. Die liberalen Zeitungen stehen ihm jedoch inzwischen nicht mehr offen. Dasselbe gilt für Organisationen und Verbände. Willy Cohns Kontakte beschränken sich daher immer stärker auf den Kreis der Orthodoxie. Mit dem liberalen Judentum, das in der Breslau dominiert, hat Willy Cohn weitgehend gebrochen. Für ihn ist die Fahrt deshalb keine Besuchs- bzw. Informationsreise. Es ist die Suche nach einem „Stück Lebenserfüllung“.[[54]](#footnote-54) „Erez Israel“ ist, wie Willy Cohn formuliert, das „Ziel meiner Wünsche“,[[55]](#footnote-55) der „Traum meines Lebens“.[[56]](#footnote-56)

Die Verunsicherung wird an vielen Stellen erkennbar: vor allem in dem Wechsel zwischen emotionaler Emphase und doktrinärer Besserwisserei. Willy Cohn reagiert mal unangemessen schroff, dann wieder unangemessen emotional. Was Willy Cohn nicht hören will, negiert er. All das sind vermutlich Symptome einer Krise. Sie hat vielfältige Ursachen. Willy Cohn hat – stigmatisiert durch seinen Namen und durch seine Hinwendung zur Orthodoxie – immer wieder auf die Verwirklichung beruflicher Ziele verzichten müssen. Diese Benachteiligungen haben Spuren hinterlassen. Nun tritt die Verletzung als Dogmatismus und Realitätsflucht in Erscheinung. Die Vorstellung, die sein Bild von Palästina prägt, ist ein historisch-religiös motiviertes Konstrukt: ein „Traum“.[[57]](#footnote-57) Diese Sicht auf die politische und soziale Realität färbt die Darstellung seiner Erlebnisse bis in die Details.

Willy Cohn möchte mit seiner Familie nach Palästina übersiedeln, an dem Tatbestand besteht kein Zweifel. Obwohl entsprechende Überlegungen aufgrund seiner finanziellen Situation naheliegend sind, bestreitet er, dass „materielle Aussichten“,[[58]](#footnote-58) also die Hoffnung auf eine zufriedenstellende Beschäftigungsmöglichkeit, Anlass zur Reise sind. Für ihn ist die Palästina-Reise einzig die Konsequenz seiner politisch-religiösen Überzeugung. Als Zionisten drängt es ihn, das „jüdische Projekt“ in Augenschein zu nehmen. Dass einer Übersiedlung konkrete Schwierigkeiten entgegenstehen – für einen Geisteswissenschaftler gibt es in Palästina zu dieser Zeit so gut wie keine Arbeitsplätze, die es erlauben, eine Familie damit zu ernähren –, führt er sich nicht vor Augen.[[59]](#footnote-59) Er will die Frage der Übersiedlung jedenfalls nicht auf diesen Aspekt reduzieren.

Die Schwierigkeiten hinsichtlich von Wohnung, Beruf und Verdienst im Falle einer Übersiedlung haben ganz reale Gestalt. Ist für seine Frau und ihn eine Eingliederung in einen Kibbuz überhaupt möglich? Wären sie den Anforderungen, die hier an sie gestellt würden, überhaupt gewachsen? – Willy Cohn diskutiert die Problematik mehrfach mit seiner Frau,[[60]](#footnote-60) stößt dabei aber, wie er glaubt, auf Ablehnung bzw. auf Unverständnis. Sie urteilt, wie er schreibt, „nüchterner“.[[61]](#footnote-61) Im Gegensatz zu ihm ist sie sicher, dass sie in Palästina „unglücklich“ sein würde.[[62]](#footnote-62) Welche Argumente sie dabei vorbringt, erfahren wir jedoch nicht. Willy Cohn wiederum ist der Überzeugung, dass einzig ihre Weigerung der Grund ist, dass er seinerseits auf die Verwirklichung seines „Traumes“ verzichten muss. Insgeheim aber weiß er genau, dass es andere Gründe gibt: Er besitzt nicht die körperliche Leistungsfähigkeit, um in einem Kibbuz, wo die Feldarbeit dominiert, einen Neuanfang zu beginnen. Das Betreiben einer Pension oder eines kleinen Geschäfts – zwei Möglichkeiten, mit denen andere Einwanderer zumindest die Anfangsphase überbrücken – kommt für ihn ebenfalls nicht in Frage. Er bewahrt sich seinen „Traum“, indem er die realen Probleme – und damit auch Auswege – negiert.

Willy Cohn ist in Auftreten und äußerer Erscheinung eine überaus verbindliche, bescheidene Person. Die Verhaltensänderung, die bei der Palästina-Reise auftritt, ist deshalb umso erstaunlicher. Die plötzlich ausbrechende unkontrollierte Schroffheit wird bereits zu Beginn der Schiffsreise erkennbar: Die Stimmung ist anfangs ausgeglichen; Willy Cohn fühlt sich augenscheinlich wohl und genießt die Unterhaltung mit den Mitreisenden. Als ihn einer der Mitreisenden jedoch auf die „deutschen Juden“ anspricht, reagiert Willy Cohn sofort aggressiv:

„19. März 1937

Freitag. An Bord der ‚Mariette Pascha‘. […] Dem Vormittag haben wir ganz angenehm zugebracht, auf dem Hinterdeck; teils im Liegestuhl; teils auf und ab gehend; mit verschiedenen Leuten unterhalten, teils französisch, teils deutsch, teils hebräisch. Ein Ostjude aus Antwerpen glaubte sich an uns deutschen Juden etwas abwischen zu können. *Ich sagte ihm Bescheid*.“[[63]](#footnote-63)

Es sind insbesondere die Ostjuden, die bei Willy Cohn derartig ablehnende Reaktionen auslösen. Cohns Kommentar verdeutlicht, dass er sich über diesen Zusammenhang im Klaren ist:

„Wenn man auch die Ostjuden theoretisch [!]liebt, man kann praktisch nicht mit ihnen auskommen, es fehlen eben die elementarsten zivilisatorischen Voraussetzungen.“[[64]](#footnote-64)

Der Verweis auf mangelndes „zivilisatorisches Niveau“ ist ein durchgängiges Thema. Dass es zum größten Teil aber Ostjuden waren, die beim Straßen- und Häuserbau in Palästina sowie in der Landwirtschaft die schwere Anfangsarbeiten geleistet haben, negiert Willy Cohn. Im Gegenteil, er wirft ihnen in Bezug auf Arbeit „Drückebergerei“ vor, die Flucht in den „Zwerghandel“. Die Vorurteile anderer empfindet er nur als Bestätigung der eigenen Ansichten:

„Leschinsky sagt mit Recht, daß für den Ostjuden alles einen Aufstieg, für den Westjuden alles einen Abstieg bedeutet. Am schwersten wird es sein, dem Ostjuden die Sauberkeit im kleinen beizubringen. *Man hat auch das Gefühl, daß viele* *durch einen Zwerghandel sich vor wirklicher Arbeit drücken*.“[[65]](#footnote-65)

Die mangelnde Sauberkeit zeigt sich für Cohn im Erscheinungsbild der von Ostjuden geführten Geschäfte. Vorbildliche „jüdische Geschäfte“ sind die der ehemals in Deutschland ansässigen Juden. Die anderen ähneln Geschäften im Schtetl:

„Die Geschäfte der Ostjuden sehen wenig einladend aus; man merkt sofort, was ein jüdisches Geschäft eines ehemals in Deutschland ansässigen Juden ist. […] In der Hauptsache ist Rechowot das ostjüdische Städtchen nach Palästina gesetzt.“[[66]](#footnote-66)

Vor allem das öffentliche Leben in Mea Schearim, dem Viertel der ostjüdischen Orthodoxen in Jerusalem, löst bei Willy Cohn Befremden aus:

„Wir kamen auch an der *Talmud-Thora*-Schule Mea Schearim vorbei, ich ging da hinauf und sah und hörte die Leute *Gemorah* [Talmud] lernen. Bei aller gefühlsmäßigen Einstellung ist es uns doch eine fremde Welt! Keine Erlösung durch Arbeit und letzten Endes ein Leben von der Arbeit der anderen. Alles maßlos verwahrlost. Die jüdischen Handwerker meist ihre Arbeit im Freien verrichtend! Fleischerläden! […] Im alten *Jischuw* [bei den frühen ostjüdischen Einwanderern] sieht man manche ehrwürdige Gestalt im weißen Bart. Die Jungens mit den Schläfenlocken wirken fremd.“[[67]](#footnote-67)

Der strikten Ablehnung der Ostjuden steht eine ebenso ausgeprägte Ablehnung der „C.V. - Juden“ zur Seite. Er wirft ihnen ihr Streben nach Assimilation vor. Auch diese Haltung manifestiert sich bereits auf der Schiffsreise:

„Eine Zeitlang habe ich mich mit einem Berliner Herrn unterhalten, einst Direktor bei AEG. Ich glaube, daß er Lehwald heißt.“[[68]](#footnote-68)

Zunächst glaubt man, Cohns Eindruck von der Person seines Gesprächspartners sei positiv. Der Folgesatz zeigt dann, dass Cohn diesen Eindruck im Nachhinein korrigiert. Er weigert sich zu akzeptieren, dass ein Jude den traditionellen jüdischen Namen ablegt:

„(Später hörte ich von ihm, daß sein ursprünglicher Name Lewy war).“

Die Frage des Namensform ist für Willy Cohn von zentraler Bedeutung. Hier den Betroffenen die Freiheit der Entscheidung zuzugestehen ist ihm nicht möglich.

Die Vorbehalte gegenüber den assimilierten Juden äußern sich allenthalben. Er wirft ihnen eine „anmaßliche Art“ vor und klassifiziert sie als „C.V.-Juden“:

„Im [Eisenbahn-] Zuge die verschiedensten Menschentypen: Araber, *Jeschiwabocher* [Talmudstudenten], C.V.-Juden, *Chawerim* [Genossen] (Die C.V.-Juden erkennt man an ihrer anmaßlichen Art leicht heraus).“[[69]](#footnote-69)

Ähnlich klingt auch das Urteil über die „älteren deutschen Juden“: „Sie schaden dem Aufbau Palästinas“. Von sich selber meint Willy Cohn dagegen, dass er im Gegensatz zu ihnen noch „umstellungsfähig“ sei:

„Die älteren deutschen Juden sind hier zweifellos kein erfreulicher Zuwachs, sie sind durchaus retrospektiv und trauern den weggeschwommenen Fellen nach. Diese bürgerlichen Menschen sind wenig umstellungsfähig. Sie schaden dem Aufbau Palästinas mehr als sie nützen.“[[70]](#footnote-70)

Willy Cohn ist in diesem Moment noch nicht einmal vier Wochen im Lande. Dass ein derart apodiktisches Urteil aufgrund dieser vergleichsweise geringen Landeskenntnis unangemessen ist, kommt ihm nicht in den Sinn.

 Im Grunde möchte Willy Cohn nur Positives über das Leben in Palästina erfahren. Psychologisch ist diese Haltung verständlich, von Souveränität zeugt sie aber nicht:

„Am Nachmittag zu Dr. Aronades, die früher in Kattowitz lebten. Sie überschütteten mich sehr mit ihren Erfahrungen, die sie in diesen vier Jahre gemacht haben, aber man möchte in den ersten Stunden des erträumten Daseins in *Erez Israel* nur angenehmes hören. Man kann ja zu all dem nichts sagen.“[[71]](#footnote-71)

Die Informationen passen offensichtlich nicht in das Bild, mit dem Willy Cohn nach Palästina gereist ist. Später enthält er sich in solchen Fällen jeden Kommentars. Er will nicht wissen, wie schwer das Leben in Palästina ist. Er versteht solche Informationen als negative Wertungen. Als eine *Chawerah*, eine „Genossin“, aus dem Kibbuz Ramat Gan ihm detailliert die Anfangszeit ihres Lebens in Palästina schildert, eine Phase harter Arbeit, ist dies für Willy Cohn Anlass, sie zu fragen, ob sie „glücklich“ sei. Dass diese Reaktion angesichts der Schilderungen nicht nur unangebracht, sondern peinlich ist, entgeht ihm:

„Sie erzählte von ihrem Leben, früher war sie Apothekerin in Berlin; sie ist seit einem Jahr im Lande, meist hat sie in der Küche gearbeitet, dann trug sie noch von vier bis sieben die Zeitung, den ‚Dawar‘ aus, eine schwere Arbeit in einer weit zerstreuten Siedlung durch den ‚Boz‘, den Schmutz der Regenzeit; nun arbeitet sie im Kinderhaus. Wie mir Frau Schindler sagte, stammt das Mädel aus bester Berliner Familie. Ich fragte sie, ob sie glücklich [!] wäre, darauf sagte sie, daß dazu das Leben zu schwer wäre.“[[72]](#footnote-72)

Willy Cohns Urteil über die Einwanderer fällt deshalb auch höchst undifferenziert aus:

„Je jünger die Menschen sind, umso positiver sind sie eingestellt und umso leichter ist die Erinnerung geworden.“[[73]](#footnote-73)

Verständnis für die Erfahrungen, mit denen Willy Cohn durch seine Gesprächspartner konfrontiert wird, enthält diese Feststellung nicht.

 Beeindruckend sind dagegen die Passagen, in denen Willy Cohn von den eigenen Empfindungen spricht, weil sich hier ein sehr persönlich geprägtes Empfinden äußert:

„Mit Ernst [seinem jüngeren Sohn] in der Synagoge von Dr. Elk, früher Rabbiner in Stettin […]. Sehr überfüllt: Erster Abend *Pessach* mit schönem G’ttesdienst, durchaus konservativ. Gemeindegesang! Welche Gefühle bestürmten mich da: Ich war den Tränen nahe. *Pessach* in *Erez Israel*. Viele Bekannte. Als ich das *Tau*gebet [das Sabbatgebet] sagte, da kam mir der Gedanke, welche Treue sich in der Beibehaltung dieses Gebetes im *Galuth* unter gänzlich anderen klimatischen Verhältnissen bedeutet.“[[74]](#footnote-74)

Eine Zeitlang halten sich Willy Cohn und seine Frau als Gäste im Kibbuz Giwath Brenner[[75]](#footnote-75) auf. Sie leben hier – mangels anderer Unterbringungsmöglichkeiten – in Zelten. Auch in dieser Situation überkommen ihn Glücksempfinden, ein Beispiel der „romantischen“ Stimmung, von der Trudi gelegentlich spricht:

„Nun sitze ich im Zelt [!] und bin eigentlich restlos glücklich, daß ich am Ziel meiner Wünsche bin“.[[76]](#footnote-76)

Während sich Willy Cohn am Ziel seiner Wünsche sieht, ist für seine Frau die Unterbringung im Zelt vermutlich nur schwer akzeptabel. Sie stört, wie anzunehmen ist, nicht nur die Enge, sondern auch die Hitze. Auf die Hitze im Sommer aber folgt die Kälte im Winter. – Es sind idealisierende Vorstellungen, die Willy Cohn begeistern:

„Das Schönste ist hier, woran man sich immer wieder berauscht, die viele Jugend, die das aufgebaut hat.“[[77]](#footnote-77)

Die Emphase berührt:

„Am Heu unseres Landes gerochen. Mich berauscht das, was jüdische Menschen hier schaffen“.[[78]](#footnote-78)

Zuweilen gewinnt der Leser des Tagebuchs den Eindruck, dass Willy Cohn den träumerischen Charakter, den seine Empfindungen annehmen, selber erkennt – z.B. wenn er die Eindrücke, die ihm der Aufenthalt in Jerusalem vermittelt, in folgender Weise zusammenfasst:

„[I]ch habe etwas von dem Jerusalem meines Herzens gefunden“.[[79]](#footnote-79)

Zeit seines Lebens hat sich Willy Cohn mit der jüdischen Geschichte befasst. Bei der Begegnung mit der Klagemauer und beim Blick vom Scopus-Berg in die judäische Wüste fühlt er sich am Ziel seiner Wünsche.

 Zu den überaus positiven, Cohn emotional bewegenden Erlebnissen gehören nicht zuletzt seine Begegnungen mit ehemaligen Schülern. Hier trifft er auf einen Kreis von Personen, zu denen er in Breslau nicht mehr Kontakt hat. Aber auch bei diesen Begegnungen verdrängt er einen Teil der Informationen:

„Zu Tisch [in Giwath Brenner] kam mein früherer Schüler Leo Königshöfer, der hier in der Nähe in einer *Kwuzah* [einer kleinen landwirtschaftlichen Siedlung] lebt. […] Begonnen hat er als *Madrich* [Gruppenführer] einer Gruppe der Jugend*alijah*, mit der er sich aber nicht einrichten konnte, er hat dann in einer *Kwuzah* schwer gearbeitet, unter anderem unter jüdischen und arabischen Aufsehern im *Pardeß* [in den Zitrusfrucht-Plantagen] nach einem Antreibesystem. Nun hat er andere Pläne, er will Chauffeur bei *Egged* [einer Autobus-Kooperative] werden, falls es ihm gelingt, den Anteil, der einzuzahlen ist, zusammenzubekommen […]. Er hat es nicht leicht gehabt, er hat wohl auch viele Enttäuschungen an den Menschen erlebt. Seine Hoffnung ist die nächste Generation.“[[80]](#footnote-80)

Das von Königshöfer erwähnte „Antreibesystem“[[81]](#footnote-81) – die Konkurrenz von jüdischen und arabischen Arbeitern bei unterschiedlichem Lohn – konterkariert Willy Cohn in einer sich anschließenden Bemerkung mit dem Hinweis auf „Klassengegensätze“ und „Geldsucht“, Resultate des jahrhundertelangen Lebens in der Diaspora .[[82]](#footnote-82)

 Willy Cohn kehrt nach Deutschland zurück. Er bereitet auch nicht die Emigration in ein anderes Land vor.

**Ernst Loewys Korrespondenz mit seinen Eltern**

Die Korrespondenz, die Ernst Loewy[[83]](#footnote-83) von Palästina aus zwischen April 1936 und Oktober 1938 mit seinen noch in Deutschland lebenden Eltern führt, ist der Spiegel eines Adoleszenz-Prozesses. Als 16-Jähriger im Rahmen der Jugendalijah mit einer Gruppe Gleichaltriger nach Palästina gelangt, anfangs noch stark vom Elternhaus geprägt, begeistert vom Leben in der Kwuzah Kirja Anavim, einer kleinen Landwirtschaftsgenossenschaft, entscheidet er sich zwei Jahre später eigenständig für ein Leben außerhalb der Gemeinschaft. Das ist keine Entscheidung gegen die Idee, die dem Siedlungsprojekt zugrunde liegt. Ernst Loewy hat jedoch erkannt, dass für ihn eine andere Welt wichtiger ist: Literatur, Musik, Theater. Mit Begeisterung schreibt er schon kurz nach seiner Ankunft an seine Eltern, dass „[i]n unserm Zimmer [in Kirja Anavim] jeder Junge irgend ein Instrument“ spielt.[[84]](#footnote-84). Loewy liest Thomas Mann, Nietzsche, Schopenhauer, Freud.[[85]](#footnote-85) Er berichtet begeistert von dem Toscanini-Konzert in Jerusalem, das er im Rundfunk mithört.[[86]](#footnote-86) 1938 findet er eine Lehrstelle in einer deutschsprachigen Buchhandlung in Tel Aviv und verlässt die Kwuzah. Es ist keine eine Abkehr vom sozialistisch-zionistischen Ideal, sondern vor allem eine Abkehr von einem zukünftigen Leben in der Landwirtschaft. Ernst Loewy ist erleichtert in ein Berufsfeld zu gelangen, das stärker seinen Neigungen entspricht. Ohne Zugang zur Kultur gibt es für ihn keine „Freiheit“. Politisches, soziales Engagement ist nur möglich auf der Basis der freien Bestimmung über Begabung und Interessen.

 Der Ausgangspunkt von Loewys Berichten ist das Gruppenerlebnis auf der Anreise nach Palästina. Die Gruppe – 18 Jungen und 12 Mädchen – war in einem vierwöchigen Kursus auf Gut Schniebinchen bei Forst in der Lausitz zusammengestellt worden. Voraussetzung für die Erteilung des Einreisezertifikats (Kategorie B) war, dass die Eltern der Kinder zwei Jahre lang für einen Teil der Unterhaltskosten aufkamen. Dieser Betrag wurde an die Jüdische Jugendhilfe überwiesen. Das Ziel, Kirjat Anavim, war 1920 von Einwanderern aus Kamenez Podolsk in der Ukraine gegründet worden. Zu den etwa vierzig russischen Gründungsmitgliedern waren 1934 fünfunddreißig Einwanderer aus Polen und Ende 1935 auch acht Einwanderer aus Deutschland gekommen. Politisch stand die Kwuzah dem rechten Flügel der Sozialdemokratie (Mapai) nahe.[[87]](#footnote-87)

 Eine der ersten Stationen der Anreise ist die kroatische Hafenstadt Split. Loewys Bericht ist geprägt vom Stolz der Jugendlichen, wie eine gut geleitete Pfadfindergruppe, in geschlossener Formation marschierend, mit „Kluft“ [!] und Gesang in Erscheinung zu treten und dadurch entsprechende Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Man besucht bei dieser Gelegenheit eine kroatische jüdische Jugendgruppe:

„Draußen vor dem Schiff sind wir angetreten […]. Du mußt Dir das einmal vorstellen, geschlossen durch eine Stadt marschieren und dazu noch jüdische Lieder singen. Die Leute haben uns alle bestaunt wie das siebente Weltwunder. Es hat uns keiner etwas gesagt, die Polizei hat uns sogar den Weg gezeigt.“

„Eine Allee am Strande, von Palmen eingefaßt, wechselte mit engen winkligen Gäßchen, umgeben von moosbewachsenen Mauern. Und dies Letztere, das war das Ghetto. Es gibt dort nämlich ein regelrechtes Ghetto, wo die ärmere jüdische Bevölkerung der Stadt wohnt, und zwar ist es schon über 500 Jahre alt. Zum Minchahgebet [Mittaggebet] waren wir dort in der Synagoge. Die Gemeinde dort ist nicht sehr fromm.“

„Abends, als das Schiff abfuhr, standen sie alle am Hafen, winkten uns zu, sangen jüdische Lieder und schrieen: *lehitraoth* [auf Wiedersehen]! Es waren wirklich reizende Menschen, und für uns war der Tag wirklich ein schönes und großes Erlebnis.“[[88]](#footnote-88)

Die Schilderung vermittelt einen Eindruck vom Enthusiasmus der Gruppen. Es ist das charakteristische Lebensgefühl der deutschen Jugendbewegung. Es gibt keine Grenzen, keine nationalen Unterschiede, sondern nur die Länder und Nationen übergreifende Gemeinsamkeit der Jugend.

 Unmittelbar nach der Ankunft, am 4. April 1936, berichtet Ernst Loewy über seinen ersten Eindruck von Kirja Anavim:

„Die Leute aus der Kwuzah sind so ziemlich alle [!] sehr nett zu uns. Sie verstehen aber sehr schlecht Deutsch.

Landschaftlich ist es hier sehr schön, die Kwuzah liegt herrlich.

Sie hat bisher allerdings noch viele Holzhäuser [einstöckige Baracken], aber in diesem Jahr sollen noch eine ganze Menge Steinhäuser dazu kommen. Elektrisch Licht ist hier noch nicht, wird aber in den nächsten Wochen hier gelegt. Die Wasserverhältnisse sind hier sehr gut. Radio haben wir auch, ein Klavier und Telephon.“[[89]](#footnote-89)

Die Erwähnung von Klavier und Telefon ist offensichtlich wichtig, um nicht den Eindruck „zivilisatorischer Rückständigkeit“ aufkommen zu lassen. Wichtig ist aber auch in einem der nachfolgenden Briefe mitzuteilen, dass es in der Kwuzah 150 Kühe, 3 Bullen und dazu noch eine Anzahl Kälber gibt.[[90]](#footnote-90)

 Ein Faktum, das Loewy erstaunt, ist die Tatsache, dass die Kwuzah nicht *religiös* ausgerichtet ist.

„Von Schabbath haben wir hier gar nichts gemerkt. Es wird weder gebetet, noch werden Schabbathlichter angezündet oder irgend so etwas. Allerdings will unsere Gruppe diese Sachen nun von sich aus machen, da die Kwuzah es nicht tut.“[[91]](#footnote-91)

Die areligiöse Grundhaltung dominiert gleichwohl. Ernst Loewy ist darüber „maßlos enttäuscht“:

„Einen Sederabend hat man nur auf unser Bitten gemacht. Sonst las man hier nie aus der Haggadah vor. Dieses Mal auf unser Bitten wohl, aber nur die historischen Erzählungen. Die Gebete wollte man keinesfalls sagen. Sogar sang man ein Lied, dessen Inhalt war, daß man glaube, der Messias wäre einen anderen Weg gegangen und man brauche ihn nicht mehr zu erwarten. Und das am Sederabend. Über eine solche Unfrömmigkeit war ich maßlos enttäuscht.“[[92]](#footnote-92)

Loewys Reaktion ist sicherlich nicht untypisch für junge Leute, die mit der Jugendalijah ins Land gekommen sind. Man ist überzeugt, dass die Erneuerung des jüdischen Volkes mit einer Rückbesinnung auf die Religion einhergehen muss. Aus dieser Perspektive ist vermutlich auch Ernst Loewys etwas altklug klingender Kommentar zur Rolle der Religion beim „Aufbau Palästinas“ zu verstehen:

„Die Religion ist es, die uns in der Gola [Diaspora] zusammenhält, nicht die Sprache und nicht das Land.“

„Die Religion gehört zum jüdischen Volke und kann nicht nur bei der Krankheit der Juden, der Zerstreuung, als Medizin dienen.“[[93]](#footnote-93)

„Jom Kippur in der Kwuzah hat mir alles weniger als gut gefallen. Gefastet haben die wenigsten – aber auch das wäre nicht das Schlimmste, wenn man sonst den Tag würdig begangen hätte.“ Man hörte „den ganzen Tag von den jüngeren Leuten ein lautes Johlen, wie ich es hier noch nie gehört habe – wie um zu provozieren und zu zeigen, daß man mit dem traditionellen Judentum nun endlich gebrochen habe.“[[94]](#footnote-94)

Ein Verständnis dafür, dass es innerhalb des Zionismus auch säkular orientierte Richtungen gibt, ist zu diesem Zeitpunkt bei Ernst Loewy noch nicht vorhanden. Hier manifestiert sich zum Teil auch der Konservativismus eines Heranwachsenden. Später lockert sich auch bei ihm die religiöse Bindung.

 Ausführlich berichtet Ernst Loewy über den Tagesablauf. Um 5 Uhr wird aufgestanden, anschließend wird anderthalb Stunden lang das Gemüse begossen. Es folgen Frühstück und anschließend erneut anderthalb Stunden Arbeit. Täglich wird zwei Stunden Iwrith gelernt, jeden zweiten Tag auch eine Stunde Erdkunde und Jüdische Geschichte. Hinzu kommen Sport, Physik und Chemie. Zwischen 20.30 Uhr und 21.30 Uhr ist Schlafenszeit. [[95]](#footnote-95) Ausführlich äußert er sich über das eigene Arbeitspensum:

„Sonst habe ich immer noch dieselbe Arbeit. Tomaten pflanzen und begießen, Gemüse säen, Raupen auf dem Kohlfeld suchen, Gurken ernten usw. Dazu müssen wir jetzt noch ein Maisfeld mit Jauche begießen.“[[96]](#footnote-96)

Das Programm ist durch den Jahresablauf vorgegeben:

„Felder für die Wintersaat vorzubereiten, das ist in der Hauptsache, Unkraut aushacken bzw. ausbrennen. […] Auch der neue Kuhstall muß bis dahin [bis Einbruch des Winters] schon fix und fertig sein, weil dann die Kühe nicht mehr im Freien bleiben können.“[[97]](#footnote-97)

Zu diesem Zeitpunkt identifiziert sich Ernst Loewy noch ganz und gar mit den Pflichten der Landwirtschaft.

Die Alijah-Gruppe ist nur bedingt in die soziale Organisation der Kwuzah integriert. Loewy sagt, dass die Jugendlichen eine Gruppe für sich bildeten – „keine Mitglieder der Kwuzah, sondern gewissermaßen eine Kwuzah für uns“.[[98]](#footnote-98) Diese Sonderstellung ergibt sich daraus, dass die Kwuzah vermutlich ein Entgelt dafür erhält, dass sie die Gruppe aufgenommen hat und sie betreut. Damit verbunden ist eine gewisse Distanz. Natürlich stellte die Betreuung eine Mehrbelastung dar. Auf das Entgelt ist die Kwuzah jedoch angewiesen, da die Einkommenssituation schwierig ist. Noch prekärer ist sie jedoch für neue Siedlergruppen.[[99]](#footnote-99)

 Aufschlussreich ist, dass in Ernst Loewys Briefen bereits früh, schon nach einem knappen Monat Aufenthalt, kritische Bemerkungen zum Problem der sozialen Zwänge auftauchen, die das Leben in der Kwuzah bestimmen. Ernst Loewy ist ein aufmerksamer Beobachter, der klar die Schwächen des Lebens in einer festgeformten, geschlossenen Gemeinschaft anspricht:

„Nun zur Hauptsache: meiner Ansicht nach ist das Leben in der Kwuzah sehr unfrei, der einzelne Mensch hat keinen eigenen Willen mehr, was er tut, ist alles nur für die Kwuzah. […] Ich glaube, daß der Mensch auch persönliche Ziele haben muß, und dieses gibt es in der Kwuzah nicht, es gibt nur eine Gemeinschaft.“[[100]](#footnote-100)

An der Kwuzah gemessen ist das Leben in der Alijah-Gruppe freier; die Gruppe ist „eine Schulklasse von Freunden“. Für Ernst Loewy ergibt sich daraus eine klar formulierte, überraschende Konsequenz:

„Daß ich aber nicht mein ganzes Leben in einer Kwuzah bleibe, dessen bin ich mir schon jetzt ziemlich sicher, nicht das Landleben ist es, welches mir nicht gefällt, sondern das Leben in diesen Formen.“[[101]](#footnote-101)

Das heißt nichts anderes, als dass das Individuum in der Kwuzah anonymisiert ist und das Leben jedes Einzelnen in strikten, vorgegebenen Bahnen verläuft. Hier wird bereits erkennbar, dass dieser Zwang für Ernst Loewy auf die Dauer nicht akzeptabel ist.

 Wenig später werden erste Anzeichen erkennbar, dass die scheinbar geschlossene, vom Enthusiasmus des „Aufbau“-Gedankens bestimmte Alijah-Gruppe langsam zerfällt. Zuerst sind es nur Spannungen, dann erfolgt eine Spaltung in antagonistische Teilgruppen. Ernst Loewy spricht davon, dass es in den letzten Monaten, also im Sommer 1936,

„zu mehreren Spaltungen gekommen [ist], so daß die Gruppe jetzt aus einer Meine kleiner Grüppchen besteht, die sich zum Teil sogar nicht einmal ‚riechen‘ können. Der Traum von einer eigenen Chewrah [Gemeinschaft] ist aus.“[[102]](#footnote-102)

Der Sachverhalt wird offensichtlich zunächst negiert. Endlich findet eine Aussprache statt.[[103]](#footnote-103) Ein halbes Jahr später teilt sich die Gruppe.[[104]](#footnote-104) Im November 1937 schließlich suchen die Mitglieder jeweils eigene Wege: eine Teilgruppe will eine eigene Ansiedlung gründen, verschiedene Mitglieder wollen Handwerksberufe erlernen, eines der Mädchen, Edith, mit dem Ernst Loewy in engem Kontakt steht, wird Palästina sogar verlassen und in die USA übersiedeln.

 Ernst Loewys Eltern, die zu dieser Zeit immer drängender den Wunsch zu einer Übersiedlung nach Palästina äußern, erkundigen sich bei ihrem Sohn nach eventuell bestehenden beruflichen Möglichkeiten. Aufschlussreich ist, was Loewy in diesem Zusammenhang über das Leben in einer Gemeinschaftssiedlung sagt:

„Hier in Kirjat Anavim zu sein, hieße für Euch, alles aufzugeben und Euer ganzes Leben in einer schmutzigen Bretterbude in einem Zimmer zu verbringen. Auch ist keiner von den angeforderten Alten aus Polen hier zufrieden, obwohl sie früher sicherlich einen kleineren Lebensstandard hatten als Ihr.“[[105]](#footnote-105)

Die Kwuzah ist, wie Loewy klar formuliert, für ältere Einwanderer nur eine Lösung für den äußersten Notfall: „wenn Ihr vor dem bloßen Hunger steht“.[[106]](#footnote-106) So deutlich wird dieser Tatbestand zu dieser Zeit nur von sehr wenigen formuliert.

 Implizit ist Ernst Loewys Entscheidung, Buchhändler zu werden, ein Plädoyer für die individuelle Lebensführung, vor allem aber auch für den spezifischen Wert der Kultur. Mit dieser Haltung steht er jedoch nicht allein. Walter Laqueur berichtet im Palästina-Kapitel seines Buches über den Exodus der jüdischen Jugend von ähnlichen Erfahrungen seiner Schwester im Kinderdorf Ben Schemen:

„Naomi Koch (Laqueur) schrieb später über ihre Zeit in Ben Schemen, dem Kinderdorf auf halbem Weg zwischen Teil Aviv und Jerusalem: ‚Ich akzeptierte den primitiven Charakter des täglichen Lebens und das ungewohnte Essen nicht nur als unvermeidlich, sondern als selbstverständlich; die Jugendbewegung hatte mich darauf vorbereitet. Andererseits verspürte ich in Ben Schemen einen Geist des Dünkels und der Lebensferne.‘ Dies bezog sich auf die Bildungsideale von Dr. Siegfried Lehmann, einem jüdischen Erzieher aus Deutschland, persönlich sehr beliebt, der eine Doktrin der ‚Dorfkultur‘ entwickelt hatte, mittels deren deutschsprachige Kinder in Hebräisch sprechende, hochkultivierte landwirtschaftliche Arbeitskräfte verwandelt werden sollten. Lehmanns Enthusiasmus, schreibt Naomi Koch, erweckte lediglich Zynismus bei den Schülern. Es gab eine mächtige, sich vertiefende Kluft zwischen den großen Idealen (von Dorf, Kultur und hebräischem Humanismus), die an die Wand gemalt wurden, und den Realitäten des Lebens, der harten Arbeit in einer Landwirtschaft, die damals noch nicht motorisiert war. Ein solcher Ansatz hätte vielleicht bei einer elitären und hochmotivierten, Hebräisch sprechenden Studentenschaft funktioniert, aber die war nicht vorhanden.“[[107]](#footnote-107)

Dieses Urteil bezieht sich zwar auf eine andere Institution, die im Rahmen der Jugend-Alijah von Bedeutung ist: auf Ben Schemen, aber der Hinweis auf die „mächtige, sich vertiefende Kluft zwischen den großen Idealen (von Dorf, Kultur und hebräischem Humanismus) […] und den Realitäten des Lebens, der harten Arbeit in einer Landwirtschaft, die damals noch nicht motorisiert war“, betrifft sicherlich im Kern auch die Probleme, mit denen die Gruppe, mit der Ernst Loewy nach Kirja Anavim gekommen war, konfrontiert war. Es ist nur zu verständlich, dass die Emphase, die die Gruppe bei Beginn des Eingliederungsprozesses bestimmte, einer zunehmenden Desillusionierung wich, verbunden mit einer allmählich sich verstärkenden Individualismus und schließlich mit der Auflösung der Gruppe. Das bedeutete jedoch keineswegs, dass sämtliche Mitglieder Abstand von den sie ursprünglich bestimmenden Vorstellungen nahmen. Auch hier ist eine differenzierte Betrachtung vonnöten.

1. In den Worten von Georg Landauer, bis 1933 Leiter des Palästina-Amtes: „Vor Palästina schweigt der Gegensatz von Zionisten und Nicht-Zionisten, von Liberalen und Orthodoxen, von Unternehmern und Arbeitenden, von Ostjuden und Westjuden […] Palästina ist eine Schicksalsfrage des deutschen Judentums geworden.“ Zitiert nach Juliane Wetzel: Auswanderung aus Deutschland. – In: *Die Juden in Deutschland 1933 – 1945.* Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft. Hrsg. von Wolfgang Benz unter Mitarbeit von Volker Dahm, Konrad Kwiet, Günter Plum, Clemens Vollnhals u. Juliane Wetzel. 3. Auf. München 1993, S. 413 – 498, hier S. 447. [↑](#footnote-ref-1)
2. Vgl. *Die jüdische Emigration aus Deutschland 1933 – 1941.* Die Geschichte einer Austreibung. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek, Frankfurt am Main, unter Mitwirkung des Leo Baeck Instituts, New York. [Ausstellung und Katalog: Brita Eckert. Unter Mitw. von Werner Berthold. Mitarb.: Mechthild Hahner]. Frankfurt a.M. 1985, S. 121 – 173. [↑](#footnote-ref-2)
3. „Hachscharah“ ist der hebräische Begriff für „Ertüchtigung“. [↑](#footnote-ref-3)
4. Vgl. *Jüdisches Leben in Deutschland.* Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918 – 1945. Hrsg. und eingeleitet von Monika Richarz. Stuttgart 1982, S. 52. [↑](#footnote-ref-4)
5. Das bedeutet aber keineswegs, dass diese Informationen ausreichten. Der Realitätsschock, der sich bereits kurz nach der Ankunft einstellte, war in der Regel beträchtlich. [↑](#footnote-ref-5)
6. Vgl. Salo Böhm: *Helden der Kwuzah.* Ein jüdisches Kinderbuch. Berlin 1935; Bernhard Gelbart: *Die Jungen vom „Gusch“.* Berlin 1936. [↑](#footnote-ref-6)
7. Juliane Wetzel: *Auswanderung*, S. 447. [↑](#footnote-ref-7)
8. Der deutsche Landesverband zählte 1928 lediglich 500 Mitglieder. Nach 1933 stieg die Mitgliederzahl sprunghaft an. Anfang 1936 zählte die Organisation rund 15 000 Mitglieder, die in 158 Ortsgruppen organisiert waren. Vgl. *Die jüdische Emigration aus Deutschland 1933 – 1941,* S. 153. [↑](#footnote-ref-8)
9. So eine programmatische Äußerung in *Hechaluz* (Mai 1933), zitiert bei Juliane Wetzel, a.a.O., s. 455. [↑](#footnote-ref-9)
10. So Senta Josephthal, zitiert bei Juliane Wetzel, a.a.O., S. 456. [↑](#footnote-ref-10)
11. Ebd., S. 461 f. [↑](#footnote-ref-11)
12. Vgl. *Die jüdische Emigration aus Deutschland 1933 – 1941*, S. 161, ebenso Juliane Wetzel, a.a.O., S. 463. [↑](#footnote-ref-12)
13. Juliane Wetzel, S. 471. [↑](#footnote-ref-13)
14. Zitiert bei Juliane Wetzel, S. 463 f. [↑](#footnote-ref-14)
15. Ich stütze mich hier auf Juliane Wetzel, S. 449 f. [↑](#footnote-ref-15)
16. Erlass des Reichsministers des Inneren vom 16. November 1937, zitiert ebd., S. 450. [↑](#footnote-ref-16)
17. Martin Hauser wurde wahrscheinlich am 25. Juli 1913 in Berlin geboren (vgl. den Tagebuch-Eintrag vom 26. Juli 1933). [↑](#footnote-ref-17)
18. Die Angaben und Zitate beziehen sich auf Martin Hauser: *Auf dem Heimweg.* Aus den Tagebüchern eines deutschen Juden 1929 – 1945. Bonn – Bad Godesberg 1976. [↑](#footnote-ref-18)
19. Hauser: *Heimweg*, S. 51. [↑](#footnote-ref-19)
20. Die Haganah ist die illegale jüdische Selbstwehr zur Zeit der Mandatsregierung (vgl. Hauser: *Heimweg*, S. 68). [↑](#footnote-ref-20)
21. Ich danke Frau Dr. Annette Haller (Germania Judaica) für ihre Hilfe bei der Erstellung dieser Biografie. [↑](#footnote-ref-21)
22. Rekonstruktion aufgrund der Angaben in Hauser: *Heimweg*, S. 26. [↑](#footnote-ref-22)
23. Hausers Großvater war Drechslermeister gewesen, deshalb absolviert auch Hausers Vater nach seiner Ankunft in Deutschland zuerst eine Drechslerlehre. [↑](#footnote-ref-23)
24. Hauser: *Heimkehr*, S. 22. [↑](#footnote-ref-24)
25. Hauser schreibt über die Wiederbegegnung mit seinem Vater in Zürich: „*Montag, den 8. Mai 1933:* Freitagmittag, 13.04 kam mein Vater aus Wie, körperlich ein Gerippe, Haut und Knochen und seelisch sowie auch nervlich derartig runter, daß ich nicht mit ihm sprechen konnte, da er bei jedem zweiten Wort zu weinen anfing. Er hat ganz Ungeheuerliches durchgemacht, unglaubliche Ängste und seelische Qualen auszustehen gehabt. Tag für Tag stürmten Bekannte und andere Leute auf ihn ein, ihnen zu helfen, sei es Pässe z besorgen, Sichtvermerke zu erlangen, abgelaufene Papiere zu erneuern, sich bei Organisationen oder der Gemeinde für sie zu verwenden, denn die Hilfsorganisationen etc. sind derartig mit Arbeit überlastet, daß die Leute Nummern bekommen und tagelang warten müssen. Er hatte von Bekannten Tausende von Mark zur Aufbewahrung bekommen und bangte Tag für Tag vor Hausdurchsuchen; meine Mutter wurde krank und mußte am Arm operiert werden.“ (Hauser: *Heimkehr*, S. 54) [↑](#footnote-ref-25)
26. Hauser berichtet am 17. Januar 1934 über das Schicksal seines Bruders: „Mein Bruder ist nach langer Irrfahrt und illegaler Überschreitung von grenzen endlich in Paris gelandet. Lernt dort in der Näher Schlosser (!). Mein Bruder hat Schwierigkeiten mit Aufenthaltserlaubnis in Frankreich, Ausweisungsgefahr.“ (Ebd., S. 61) [↑](#footnote-ref-26)
27. Hauser: *Heimweg,* S. 8. [↑](#footnote-ref-27)
28. A.a.O., S. 10. [↑](#footnote-ref-28)
29. S. 12 f. [↑](#footnote-ref-29)
30. S. 21. [↑](#footnote-ref-30)
31. S. 57. [↑](#footnote-ref-31)
32. Ebd. [↑](#footnote-ref-32)
33. Ebd. [↑](#footnote-ref-33)
34. Ebd. [↑](#footnote-ref-34)
35. S. 56. [↑](#footnote-ref-35)
36. S. 57. [↑](#footnote-ref-36)
37. „Amram“ ist Martin Hausers hebräischer Name. [↑](#footnote-ref-37)
38. S. 57 f. [↑](#footnote-ref-38)
39. S. 58. [↑](#footnote-ref-39)
40. S. 58 f. [↑](#footnote-ref-40)
41. S. 16. [↑](#footnote-ref-41)
42. Ebd. [↑](#footnote-ref-42)
43. S. 18 f. [↑](#footnote-ref-43)
44. Vorsitzender der Mapai war David Ben-Gurion. [↑](#footnote-ref-44)
45. S. 58. [↑](#footnote-ref-45)
46. S. 59. [↑](#footnote-ref-46)
47. S. 60. [↑](#footnote-ref-47)
48. S. 61. [↑](#footnote-ref-48)
49. S. 61. [↑](#footnote-ref-49)
50. S. 62 (27. Okt. 1934). [↑](#footnote-ref-50)
51. S. 63. [↑](#footnote-ref-51)
52. S. 63. [↑](#footnote-ref-52)
53. Zur Person und zum Tagebuch Willy Cohns vgl. (20), Texte 10.1. – Der Bericht wird nach dem Tagebuch Willy Cohns zitiert: *Kein Recht, nirgends.* Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933 – 1941. Hrsg. von Norbert Conrads. Bd. 1. Köln, Weimar, Wien 2007. [↑](#footnote-ref-53)
54. S. 400. [↑](#footnote-ref-54)
55. S. 397. [↑](#footnote-ref-55)
56. S. 403. [↑](#footnote-ref-56)
57. S. 407. [↑](#footnote-ref-57)
58. S. 416. [↑](#footnote-ref-58)
59. Willy Cohn zieht bei seinem Palästina-Besuch hierzu mehrfach Erkundigungen ein. Ihm werden jedoch von seinen Gesprächspartner in dieser Beziehung keine Hoffnungen gemacht bzw. er erhält nur ausweichende Antworten. [↑](#footnote-ref-59)
60. S. 403, 407, 411, 412, 429, 430. [↑](#footnote-ref-60)
61. S. 403. [↑](#footnote-ref-61)
62. S. 411. [↑](#footnote-ref-62)
63. S. 87. Hervorhebung – F.T. [↑](#footnote-ref-63)
64. Ebd. [↑](#footnote-ref-64)
65. S. 408; Hervorhebung – F.T. [↑](#footnote-ref-65)
66. S. 410. [↑](#footnote-ref-66)
67. S. 414. [↑](#footnote-ref-67)
68. S. 388. [↑](#footnote-ref-68)
69. S. 397. [↑](#footnote-ref-69)
70. S. 425. [↑](#footnote-ref-70)
71. S. 392. [↑](#footnote-ref-71)
72. S. 395. [↑](#footnote-ref-72)
73. S. 399. [↑](#footnote-ref-73)
74. S. 392 f. [↑](#footnote-ref-74)
75. Zu Giwath Brenner vgl. Walter B. Godenschweger/Fritz Vilmar: *Die rettende Kraft der Utopie.* Deutsche Juden gründen den Kibbuz Hasorea. Frankfurt a.M. 1990, S. 101. – In dieser Darstellung berichten Mitglieder des Kibbuz Hasorea in eindrucksvoller Form über die Härte der Gründungsphase. [↑](#footnote-ref-75)
76. S. 397. [↑](#footnote-ref-76)
77. Ebd. [↑](#footnote-ref-77)
78. S. 400. [↑](#footnote-ref-78)
79. S. 416. [↑](#footnote-ref-79)
80. S. 398 f. [↑](#footnote-ref-80)
81. Arabische und jüdische Arbeiter wurden unterschiedlich bezahlt. Da sie nebeneinander arbeiteten, entstand ein Konkurrenzdruck, der wiederum in einen Verdrängungswettbewerb mündete. So beschreibt Martin Hauser die Situation. [↑](#footnote-ref-81)
82. „Die durch die lange Zeit des *Galuth* erworbenen Eigenschaften (Geldsucht und so weiter) werden eben in einer Generation nicht überwunden werden können!“ (S. 399) [↑](#footnote-ref-82)
83. Zur Biografie von Ernst Loewy vgl. Ernst Loewy: Jude, Israeli, Deutscher – Mit dem Widerspruch leben. – In: *Exilforschung* 4 (1986), S. 13 – 42, sowie Brita Eckert: Einführung. – In: Ernst Loewy: *Jugend in Palästina.* Briefe an die Eltern 1935 – 1938. Hrsg. von Brita Eckert. Berlin 1997. Der Briefwechsel wird nach dieser Ausgabe zitiert. [↑](#footnote-ref-83)
84. Ernst Loewy: *Jugend*, S.68. [↑](#footnote-ref-84)
85. S. 121, 127, 132 f. [↑](#footnote-ref-85)
86. S. 109. [↑](#footnote-ref-86)
87. Brita Eckert: Vorwort, a.a.O., S. 15 ff. [↑](#footnote-ref-87)
88. Ernst Loewy: *Jugend*, S. 44 - 45. [↑](#footnote-ref-88)
89. S. 48. [↑](#footnote-ref-89)
90. S. 54. [↑](#footnote-ref-90)
91. S. 49. [↑](#footnote-ref-91)
92. S. 51. [↑](#footnote-ref-92)
93. S. 60. [↑](#footnote-ref-93)
94. S. 86. [↑](#footnote-ref-94)
95. S. 55. [↑](#footnote-ref-95)
96. S. 64. [↑](#footnote-ref-96)
97. S. 82. [↑](#footnote-ref-97)
98. S. 56. [↑](#footnote-ref-98)
99. „Die Leute wissen heute nicht, wovon sie morgen essen sollen“ (S. 126). [↑](#footnote-ref-99)
100. S. 58 (Brief vom 8. Mai 1936). [↑](#footnote-ref-100)
101. Ebd. [↑](#footnote-ref-101)
102. S. 93. [↑](#footnote-ref-102)
103. S. 104 (Brief vom 7. Dezember 1936). [↑](#footnote-ref-103)
104. S. 128 (Brief vom 26. Juni 1937). [↑](#footnote-ref-104)
105. S. 98. [↑](#footnote-ref-105)
106. S. 144. [↑](#footnote-ref-106)
107. Walter Laqueur: *Geboren in Deutschland,* a.a.O., 213. [↑](#footnote-ref-107)